

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 14 (1924)  
**Heft:** 6  
  
**Artikel:** Das Turbachtal bei Gstaad  
**Autor:** Schilling, Helmut  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634751>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

denen Zelluloid erzeugt werden kann, ist sehr groß, und ebenso die Anzahl der Gegenstände, zu denen Zelluloid allein oder in Verbindung mit Holz, Metallen, Leder usw. verarbeitet wird. Die Bearbeitung ist angenehm, da der Stoff sich mit Leichtigkeit drehen, hobeln, sägen, fräsen, bohren, schaben, raspeln und in dünnen Platten auch nageln läßt. So sehen wir auf der Abbildung S. 75, wie die wegen ihres sauberen Aussehens so beliebten Zelluloidkämme gefägt werden.

Die Vereinigung eines Stüdes Zelluloid mit einem anderen geschieht auf die einfachste Weise durch Bestreichen der Flächen mit einem Lösungsmittel für Zelluloid, z. B. mit Essigäther. Alsdann brauchen die Flächen nur gegeneinander gedrückt zu werden. Die so erweichten Oberflächen haften ohne weiteres aneinander, wie man an den aus zwei Hälften bestehenden Zelluloidspielbällen sehen kann. Auch von der bereits angeführten Erweichung des Zelluloids durch heißes Wasser oder Dampf wird in ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht, indem man die in ungefähre Größe ausgeschnittenen Stüde in erwärmten Pressformen einem bis zur Wiedererhärtung währenden Druck aussetzt. Man kann so alle möglichen Dosen, Deckel, Schalen usw. erzeugen, ferner — wenn man gravierte Pressformen verwendet — Schnitzereien und Ziselierarbeiten mit sehr geringen Kosten täuschend nachahmen. So werden beispielsweise Gebetbuchdeckel, Büchereinhände, Gratulations- und Reklamekarten, Broschen, Haarpfeife und Kämmе, verzierte Schirmgriffe und hundert andere Sachen auf solche Weise fabriziert. Die Flächen der Pressformen sind meist poliert, und es erübrigt sich dann eine weitere Behandlung der Gegenstände; nötigenfalls können sie aber auch durch Eintauchen in Lösungsmittel poliert werden.

Die Zelluloidindustrie hat in den letzten Jahren bei den Spielwarenfabrikanten große Abnehmer gefunden. Was früher nur aus Blech hergestellt werden konnte, wird jetzt viel billiger und haltbarer aus Zelluloid angefertigt. Besonders für kleine Kinder eignet sich das Zelluloid, sobald es mit giftfreien Farben bemalt ist, ausgezeichnet, weil es keinerlei schädliche Eigenschaften besitzt, falls das Kind das Spielzeug in den Mund steckt. So entstand vor etwa zehn Jahren die bekannte kleine Badepuppe aus Zelluloid (siehe Abb. S. 75), die seitdem geradezu Gemeingut der Kinder geworden, und naturgemäß ein gewaltiger Industrieartikel ist. Allerdings besteht ja noch immer eine gewisse Gefahr der leichten Brennbarkeit des Zelluloids, sobald es mit offenem Feuer in Berührung kommt. Man überschätzt aber diese Gefahr meist. Zelluloid entzündet sich erst bei 240 Grad Wärme. Entgegen seinem Stammprodukt, der Schießbaumwolle, explodiert es aber nicht, sondern verbrennt nach und nach mit einer ruhenden Flamme.

Da Zelluloid die Elektrizität sehr schlecht leitet, so ist es in der elektrotechnischen Industrie gleichfalls beliebt geworden. Besonders wird es dort in Form von Lack (Zaponlack) verwendet, um blankе metallische Flächen, die keiner erheblichen Wärme und keinen starken mechanischen Angriffen ausgesetzt sind, vor der Einwirkung von Luft, Gasen oder Säuren zu schützen. Auch andere Industrien haben sich die Vorteile des Zaponlacks zunutze gemacht. So ist z. B. heute fast alles Silber in Zaponlack getaucht. Wenn man silberne Geräte einige Zeit nachdem man sie gekauft hat, besieht, bemerkt man, daß sich gewisse gelbliche Stellen des Lacks abgeblättert haben. Das ist eben der infolge des starken Gebrauchs abgegriffene Zaponlack.

Die neuesten Bemühungen der Zelluloidindustrie gehen dahin, den Kampfergeruch des Zelluloids zu umgehen. Man sucht nach Ersatzstoffen, die auch deshalb erwünscht sind, weil der immer mehr steigende Preis des Kampfers den Preis des Zelluloids in die Höhe treibt. Bis jetzt hat sich jedoch noch kein gleichwertiger Stoff für Kampfer gefunden.

## Der Hund.

Die Gaffer umstanden den sterbenden Hund.  
Der jappte und zuckte noch, todeswund.  
Es war ein junges, hübsches Tier,  
Alle kannten ihn im Quartier.  
Ein lauter Kläffer, der jedem Wagen  
Sprang hintendrein mit Bellen und Jagen,  
Bis ihn eines Tages in seiner Haft  
Das Rad eines schweren Karrens erfaßt,  
Und er dann mit zermürbten Knochen  
Heulend und winselnd zusammengebrochen.  
Jetzt eilt eine Frau auf die Gaffer zu.  
Es war seine Herrin. Die hatte im Nu  
Ihren getreuen Gefährten erkannt.  
Weinend strich sie mit sanfter Hand  
Ihrem „Bob“ über Kopf und Rücken.  
Als spürte der Hund dieser Liebe Beglücken,  
Krampte er hoch sein steifes Genid  
Und dankte der Herrin mit glänzendem Blick,  
Dem lekten aus den braunen Lichtern.  
Dann war's vorbei. Auf den Gesichtern  
Der Gaffer lag der Ernst einer Predigt.  
Was lehrte sie doch? Daß ein Leben erledigt?  
Daß wieder eine Kreatur  
Weg und dahin? Dies eine nur?  
Nein! Eine Predigt voll Einker und Reue  
Ward jenen über den Dank und die Treue.

Ernst Dier.

## Das Turbachtal bei Gstaad.

Goldrot senkt sich die Wintersonne hinter die hochaufragenden Berge, die das Saanetal im Westen begrenzen. Sie sendet ihren lekten Gruß hinab in die Tiefe, wo die Saane, die bei Gstaad noch bescheiden in ihrem schmalen Bette dahinfließt, dankbar den goldenen Schein wieder spiegelt. Bald aber verschwindet auch der, und das ganze Tal wird von bläulichem Dunst überflutet, der die wilden Klüfte der Berge in weicher Tönung erscheinen läßt: Die Nacht bricht an.

Ruhig liegen die Hotels des Kurortes Gstaad zu beiden Seiten der Straße, die mein Freund und ich angeregt plaudernd hinaufziehen. Wir wundern uns über die Stille, die im Dorfe herrscht, fragen uns: „Kennen diese an Luxus gewöhnten Menschen auch ein Empfinden für das Große und Schöne, das sie zu dieser Stunde der Weihe umfängt? Verhindert sie Ehrfurcht, ihrem lauten Leben freien Lauf zu lassen?“ Wir hoffen es, wir möchten ihnen helfen, so fühlen zu können wie wir, die wir glücklich und durch unser Fühlen engverflochten in die schlichte Nacht hinaustreten.

Die lekten Häuser von Gstaad liegen hinter uns. Unwillkürlich beschleunigen sich unsere Schritte, als ob sie uns ängstlich besorgte dem Dorfe entführen wollten, wo nach der Zeit des Nachtmahls das lärmende Leben neuaufladert, um bis weit in die Nacht hinein fortzudauern.

Auch wir haben noch einen langen Abend vor uns. Er verspricht, herrlich zu werden, da wir den schneebedeckten Pfad betrachten, der uns vom großen Tale wegführt in ein kleineres, das zur linken Hand einen tiefen Einschnitt in den Berg darstellt. Dies Tal heißt das „Turbachtal“. Weit in das Hinterland hinein erstreckt es sich, zuerst bedeckt von wunderbarem Tannenwald, der aber weiter hinten den Wiesen und Aedern der fleißigen Talbewohner ausweicht und sich oben an den Hängen des Giffelhorns entlang zieht.

Ich habe das Tal noch nie gesehen, habe nur gehört, daß es einen herrlichen Bergwald besitze, einen Wald für Sänger und Dichter! So strebe ich mit meinem Freunde diesem Tale entgegen, voll Erwartung, voll Freude, dort

zwei Wochen bei Sport und in lieber Gesellschaft verbringen zu dürfen.

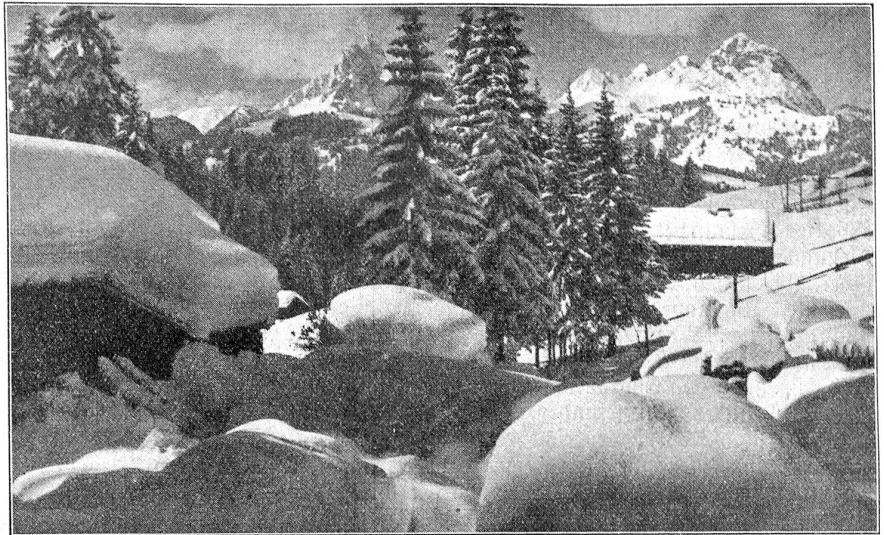
Mein Freund scheint ähnlich zu denken. Unser Gespräch hat sich verloren, je näher wir zu dem Taleingang gekommen sind. Der Wald tut sich auf und empfängt uns mit seinen weißverschneiten, gefestigten Armen. Noch einmal sehe ich zurück, erblicke in der Ferne die blinkenden Lichter eines großen Hotels. Wie ich so vom Eingang des Waldes zurücksehe, läßt mich der Anblick deutlich fühlen, wie das Sterben für den Menschen sein muß: In der dunkeln Nacht der Vergangenheit glimmen noch einzelne unsichere Lichter, sie loden den Sterbenden zurück zum wüsten Träumen, er aber entschlummert sanft und erwacht am Morgen des Lichts heilig in einer andern Welt, gestärkt für den Tag des Lebens.

— Ähnlich sollen auch wir wieder erwachen in einer kleinen Welt, fernab vom Alltagsleben der Menschheit! Den Eintritt in dies andere Leben stellt aber die Wanderung durch den weiß verhangenen Tannenwald dar, durch den Wald, den wir jetzt ehrfürchtig betreten.

Stumm schreiten wir nebeneinander her; der knirschende Schnee allein verrät, daß sich Menschen in dem stillen Tale befinden. Gegen Osten führt der Weg, zu den Bergspitzen, die nach langer Nacht der Sonne Licht zuerst begrüßen dürfen. Es scheint, als gingen auch wir auf diesem Pfade einem Sonnenlande entgegen. — Die Nacht eines Sonnenlandes ist klar, ist reich an Sternen; so ist auch der nächtliche Himmel über dem Turbachtal mit hell-schimmernden Sternen besät. Nur selten blickt er zwischen den verschneiten Tannen hindurch; aber wenn er sichtbar wird, so bietet er ein Bild, das bezaubernd von der Schönheit unserer Welt spricht.

Wenn man den Weg nach den Hütten des Turbachtals hinangeht, hat man den murmelnden Bach zur Rechten, einen steilen Waldhang zur Linken. Idyllisch ist dieser Weg zwischen den schneebedadenen Tannen hindurch, die sich bald urwaldartig romantisch verwachsen, bald aber den Pfad zwischen ihren geraden Stämmen zur Allee gestalten. Wie groß auch die Abwechslung in diesem waldigen Tale sein mag, so bildet sie dennoch in dem schlichten Schneekleide eine Einheit, die dem Auge wohl tut. Unter diesem weißen Teppich sieht sich alles so wunderbar an: Der eingeschneite Bach, die hochragenden Tannen und die reizenden, schneebedadenen Triumphbogen, unter denen wir hin und wieder durchziehen. Der Schnee ist schön, verlockend schön — ich strecke meine Hand aus, betaste einen tiefhängenden Ast, um dessen weißes Kleid zu streicheln, — da rutscht der Schnee schwerfallend ab und ich blicke auf einen düstern Fleck inmitten des helllichten Schnees. Der schwarze Tannast aber schnellst mir, seiner weichen Last enthoben, ins Gesicht, als wollte er mich strafen, weil ich mit vorwärtiger Hand das zu berühren wagte, was ihm, jedoch nicht dem Menschen gehört. Aufgeschreckt eile ich nach vorn und lasse meinen Freund, der wohl auch in tiefe Gedanken versunken ist, hinter mir zurück. Was mußte ich denn, was müssen die Menschen sich immer da zubringen, wo sich Schönheit unangestastet am reinsten offenbart? —

Vorwärts strebe ich, talauf, jener kleinen Alpenwelt entgegen, die mich für kurze Zeit aufnehmen soll. Wie ich nun so hinwandere, von einer ungewissen Macht getrieben, und doch in einem eigenartigen Wohlbehagen inmitten dieses winterlichen Tannenwaldes, fühle ich plötzlich einen unwiderstehlichen Drang, meine Gedanken auf irgend eine Art auszudrücken, sei es im Gesang oder im Dichten. Ich verluche zu sprechen, zu singen, meine Stimme aber verhallt schwach-



Partie vom Turbachtal bei Gstaad.

(Phot. Naegeli, Gstaad.)

lich in dem hehren Walde. Die Gedanken jedoch wollen freien Lauf haben, sie dichten, fliegen...: Verschneiter Wald — Tal im Gebirge. Ein Wanderer irrt, — tastet sich weiter im düstern Gehölz; er sucht, sucht — da erglänzt ein Licht! Der Wanderer, vertrauend, folgt ihm bis weit hinauf an einen Felsengrad. — Da leuchtet aus der Ferne sein Licht — ein Stern! — Der Wanderer bricht nicht zusammen in wilder Verzweiflung; nein! der Wanderer lebt! Schaut festen Auges in die tiefe Nacht, erblickt die Welt, enthaucht seine Seele in das All und stirbt — und lebt!

\* \* \*

Eine Stunde ist verronnen. Wie ich aufschaue, grüßen mich die Hütten von Turbachtal. In dem Mondlichte, das sie umfließt, erscheinen sie freundlich und warm. — Das also ist das kleine Paradies, das wir nach der Wanderung durch den herrlichen Tannenwald erreichen sollen! Ich blide in die Runde, erschaue ein schlichtes Bergtal, erschaue Felsen, Wälder und Hütten; und wirklich: Es ist ein Paradies. Große Schneefelder dehnen sich vor mir aus, umsäumt von dunkeln Tannenwald. Der Bach rieselt in der Talerweiterung langsamer dahin, hier und dort überbrückt von einem Steg, der auf die Seite des Giffelhorns hinüberführt. Die Hütten liegen sehr zerstreut; noch weit oben an den Hängen der Berge kleben einige wie Schwalbenester. Sie blicken auf ein Tal hinunter, das geeignet ist, das rechtschaffene Leute birgt.

„Glückauf!“ rufe ich begeistert meinem Freunde zu, der mich inzwischen eingeholt hat, „Glückauf!“

An der ersten Hütte klopfen wir an; es ist das Haus des Schullehrers, des gütigen Erziehers jener Bergler. Er hat uns erwartet und führt uns nach biederem Gruße in seine Stube, wo wir noch lange plaudernd und erzählend beisammen sitzen. Wir sprechen vom Walde im Turbachtal!

Helmut Schilling.

## Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale.

Von A. Bärtschi.

### I. Die Chorgerichte.

Am 7. Februar 1528 erließ Bern das große Reformationsmandat. Aber schon viel früher hatte sich die Regierung um das sittliche Wohl ihrer Untertanen bekümmert. Mandate wurden seit 1470 in Menge ausgesandt und bedrohten Gotteslästerer, Verschwender, Trinker und Spiel-süchtige, schamlose Sitten und wilde Ehen mit Bußen. Sie